

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Vestelgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13898. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabend).

Inserate kosten die gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorteil 20 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die tägliche Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Die Leipziger Polizei stellte sich heute morgen in den Dienst des Bauunternehmertums.

Nach einer Meldung der Bessischen Zeitung wurde der preussische Staatsminister v. Nolcke von seiner Entlassung sehr überrascht.

Die Justizkommission des Reichstags hat sich wieder für die bevorzugte Stellung der Staatsanwaltschaft im Strafprozeß erklärt.

In Mexiko ist eine revolutionäre Bewegung ausgebrochen, gegen die die Regierung in brutalster Weise vorgeht.

Eine zerstörte Legende.

Leipzig, 22. Juni.

Man schreibt uns aus Budapest: Unstre Voraussetzung, daß durch den Wahlsieg der Regierung nicht nur die schwebende Bankfrage, die unmittelbare Ursache der Krise, im Sinne der Dynastie entschieden sei, sondern daß auch eine Lösung der chronischen parlamentarischen Krise herbeigeführt wurde, bestätigt sich. Die parlamentarischen Reste der einstigen obstruktionslustigen junterlichen Elemente weisen die Zumutung, daß sie weiter obstruieren wollten, entrüstet zurück, und die Vertreter des demokratisch gesinnten Kleinbürgertums bieten der Regierung freiwillig ihre Dienste zur Herbeiführung der parlamentarischen Ordnung an. Diese Stimmung wird die Regierung dazu benutzen, um Garantien für die sogenannte Arbeitsfähigkeit des Parlaments zu schaffen. Eine Geschäftsordnungsrevision dürfte also eine der nächsten Aufgaben des Parlaments bilden.

Es trifft sich gut, daß die Regierungsoffiziosen schon jetzt, ohne Widerspruch zu erwecken, verkünden, daß sich in der Regierungspartei kein Duhend, ja nicht einmal ein einziger Abgeordneter befindet, der Anhänger des allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrechts wäre. Damit wird amtlich bestätigt, was wir vor den Wahlen feststellten, daß die Wahlrechtsversprechungen der einzelnen Kandidaten, besonders derjenigen, die zur Partei der Regierung gehören, Schwindel waren. Nach alledem ist die Lage klar. Wir haben eine große dynastisch-agrarische Parlamentsmehrheit, die ihre landesverheerende Tätigkeit im Parlament ungestört fortsetzen kann. So traurig auch diese Tatsache für die Bevölkerung Ungarns ist, sie führt doch eine Klärung herbei. Während das Junkertum die Abspaltung des Landes gemeinsam mit der

Dynastie besorgte, haben es die höfischen Beutepolitiker doch verstanden, die Dynastie nicht nur als reine Anschuldigung, sondern auch als den Bundesgenossen der Massen hinzustellen. Man erinnert sich, wie vor fünf Jahren die Welt durch die Kunde überrascht wurde, die Habsburger hätten sich zum allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrecht bekehrt. Die Sache kam so: Die Dynastie geriet mit den magyarischen Junkern in Streit, die ein Privileg auf die Offiziersstellen in der ungarischen Hälfte des Reichsheers erlangen wollten. Die Junker bewilligten keine Steuern, keine Rekruten, setzten die ganze Verwaltungsmaschinerie still, mit einem Worte: sie schnürten der Dynastie die Kehle zu. Der Spaß war insbesondere darum fatal, weil er sich zur selben Zeit obspielte, wo der russische Schutzpatron der europäischen Reaktion zusammenbrach, wo der skandinavische Dualismus mit der Entthronung der Bernadotte-Dynastie sein Ende erreichte. Das Wetter war für die Habsburger nicht günstig: sie mußten sich um Bundesgenossen umschauen, und so entdeckte die Dynastie ihr wahrheitsfreundliches Herz. Von ihren Wortführern wurde diese nützlichste Tatsache dahin verdreht, daß die Krone nur deshalb das allgemeine Wahlrecht will, weil dadurch die bestehenden Streitobjekte ausgeremert würden. Hätte ein Volksparlament nichts Besseres zu tun, als wegen der „goldenen Portepées“ der Offiziere und der „70 deutschen Kommandoworte“ (das war die ideologische Verkleidung des Kampfes um die Offiziersstellen) das Parlament stillzusetzen? In einem Parlamente des Volkes würde man Sozialpolitik betreiben, um kleinliche, nationale und staatsrechtlerische Fragen würde man sich dort gar nicht kümmern. Die Dynastie hätte Ruhe und das Volk bekäme auch, was es braucht.

Seit dieser Zeit wurde an die Wahlrechtsfreundschaft der Dynastie wie an ein Dogma geglaubt. Die Interessengemeinschaft zwischen der Krone und den Massen liege ja, wie wir es gesehen, offen zutage. Wer gedachte der Wunden, die dem armen agrarischen Lande durch die dynastische Großmachts- und Zollpolitik geschlagen wurden? Wer gedachte der Eingekerkerten, die Sträflingskleider tragen mußten, weil sie den unersättlichen Habsburgern zugerufen hatten, wenn sie mit ihrem Lohne nicht auskommen könnten, sollten sie in den Streik treten? Wer erinnerte sich der Zwangslage, in der sich die Dynastie befand, als sie sich dem Volke als Bundesgenossen anbot? Wer wagte es noch, zu behaupten, daß der Zweck des Wahlrechtsrummels nur darin besteht, die rebellierenden Junker zahmzukriegen? Und fand sich doch ein Berwegener, der sein Heil nicht von der Dynastie, sondern vom Klassenkampf erwartete, wie wurde dieser „Ignorant“ abgefertigt!

Selbst die Zustimmung der Dynastie zu elenden, volksfeindlichen Gesetzen, selbst ihre Vorsanktion zum Pluralwahlrecht konnte dem Wahne der „Interessengemeinschaft“

keinen Abbruch tun. Als die parlamentarische Krise wegen der sogenannten Bankfrage im verflochtenen Jahre wieder ausbrach und das Parlament „arbeitsunfähig“ wurde — nun, da sah man wieder, wie recht die Verfechter dieser Theorie hatten. Nicht wahr — verkündeten sie in der Parteipresse — mit dem Junkertum läßt sich auf die Dauer nicht zusammen wirtschaften.“ Sie tanzten — so hieß es — doch nicht nach der Pfeife der Dynastie. Paßt auf: es kommt die Reihe an uns. Die Dynastie wird einsehen müssen, daß, solange das heutige Wahlrecht besteht, die minderbemittelten Junker stets in solcher Zahl in das Parlament zurückkommen, daß sie jede parlamentarische „Arbeit“ unmöglich machen können und auch unmöglich machen. Die demokratische Wahlreform stand wieder „vor der Tür“.

Und siehe da, es geschah das Unglaubliche: Die obstruktionslustigen Elemente wurden bei den Wahlen dezimiert. Die sich von ihnen in das Parlament hineingerettet haben, möchten am liebsten selbst ihre Vergangenheit vergessen. Es wurde ein arbeitsfähiges Parlament geschaffen, wie es für die Dynastie nicht besser gedacht werden konnte. Damit geht aber die dynastische Wahlrechtsfreundschaft flöten. Nach endlosen Krisen ist die Dynastie im Besitze eines Parlaments, in dem sie alles durchsehen kann. Wird sie nun doch mit einem demokratischen Parlamente experimentieren wollen?

Die Lage hat sich gefärbt und es war die höchste Zeit dazu. Es ist unglaublich, was die „Interessengemeinschaft“ im Proletariat angerichtet hat. Kam der König nach Budapest, gingen ihm die Arbeiter entgegen und „demonstrierten“ für das „Wahlrecht“, dabei konnte man aber nie die Grenzlinien ziehen: wo die Demonstration aufhörte und die Huldigung begann. Wurde in einer Wahlrechtsversammlung vom König gesprochen, ergingen sich die Arbeiter in Hochrufen. Selbst auf dem letzten Parteitag der Sozialdemokratie erscholl das Königshoch, als der Delegierte des österreichischen Parteivorstands des königlichen Wahlrechtsversprechens gedachte. Es wurde dem Militarismus und der Rüstungspolitik gegenüber ein anderer Ton angeschlagen. Man wollte doch die Dynastie nicht vor den Kopf stoßen. In der letzten Wahlkampagne wurden Plakate angeklebt, die sich scharf gegen die Forderungen der Opposition ergingen. Aber kein einziges Plakat enthielt auch nur ein einziges Protestwort gegen die offen angekündigten neuen Militärlasten. Am schlimmsten war aber die Wirkung, die diese Theorie auf das Klassenbewußtsein der Arbeiterchaft, auf das Vertrauen in die eignen Kräfte ausübte. In dem Maße, als man das Heil von oben erwartete, schwand das Selbstbewußtsein des Proletariats. Noch eine kurze Zeit dynastischer Wahlrechtsfreundschaft — und die junge Klassenideologie des ungarischen Proletariats wäre völlig zum Teufel gegangen.

Seuilleton.

Der Octopus.

Eine Geschichte aus Kalifornien von Frank Norris.

Eingig berechnigte Uebersetzung von Eugen v. Kempster.

114] Nachdruck verboten. „In diesem Sinne habe ich nie darüber nachgedacht,“ wiederholte Presley. „Es liegt viel Wahres in dem, was Sie sagen.“

„Wenn ich auf eine derartige Sprache hören soll,“ fuhr Shelgrim fort, „so will ich sie unmittelbar hören. Ich ziehe es vor zu hören, was der große französische Maler zu sagen hat, anstatt den Worten zu lauschen, die Sie über das verlieren, was er bereits gesagt hat.“

Shelgrim sprach, solange das, was er ausdrücken wollte, in seinem Hirn noch frisch war, laut und mit scharfer Betonung. Näherte er sich aber dem Ende seiner Rede, so sank seine Stimme, als ob der Gedanke ihn nicht länger zu beschäftigen vermochte. Die letzten Worte kamen dann undeutlich aus seinem grauen Barte hervor; hin und wieder kispelte er auch ein Klein wenig.

„Ich schrieb das Gedicht,“ wandte Presley ein, „in einem Zustande hochgradiger Erregung. Ich lebe oder lebte vielmehr auf der Los Muertos-Ranch in Tulare County — Magnus Derricks Ranch.“

„Die an Herrn Derrick verpachtete Ranch der Eisenbahn,“ verbesserte ihn Shelgrim.

Mit einer müde Hilfslosigkeit ausdrückenden Gebärde hob Presley die Hände.

„Ich vermute,“ fuhr der Präsident der P. und S. W. fort, „daß Sie mich für einen abgeseimten alten Schuft halten.“

„Ich glaube,“ entgegnete Presley, „ich bin überzeugt“

Bäuernd suchte er nach Worten,

„Glauben Sie mir, junger Mann,“ rief Shelgrim und klopfte, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, mit dem dicken Zeigefinger auf den Tisch, „glauben Sie mir: Eisenbahnen bauen sich selbst. Wo eine Nachfrage ist, wird früher oder später auch ein Angebot sein. Läßt Herr Derrick den Weizen wachsen? Der Weizen wächst von selbst. Kommt es auf Mister Derrick an? Ist er die treibende Kraft? Kommt es auf mich an? Baue ich die Eisenbahn? Mit treibenden Kräften haben Sie's zu tun, junger Mann, wenn Sie von der Bahn und vom Weizen reden, und nicht mit einzelnen Menschen. Hier ist der Weizen, das Angebot. Er muß fortgeschafft werden, um das Volk zu ernähren. Das ist die Nachfrage. Der Weizen ist eine treibende Kraft, die Eisenbahn eine andre, und beide sind dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen. Die einzelnen Menschen haben mit der ganzen Sache herzlich wenig zu tun. Verwicklungen können entstehen, Verhältnisse können eintreten, die den und jenen hart treffen — ihn vielleicht vernichten —, aber der Weizen muß mit derselben Unvermeidlichkeit, wie er wächst, dorthin geschafft werden, wo er das Volk ernähren soll. Wenn Sie irgend jemand für den Kampf auf Los Muertos verantwortlich machen wollen, so begehnen Sie einen Irrtum. Machen Sie die Verhältnisse, nicht die Menschen dafür verantwortlich.“

„Aber — aber,“ stammelte Presley, „Sie stehen an der Spitze, Sie verfügen über die Bahn.“

„Sie sind noch ein sehr junger Mann. Ueber die Bahn verfügen? Kann ich Ihre Entwicklung aufhalten? Ich kann Bankrott machen, wenn Sie wollen. Aber wenn ich meine Bahn als ein geschäftliches Unternehmen leite, so kann ich nicht mit ihr machen, was ich will. Ich kann nicht über sie verfügen. Sie ist eine aus gewissen Verhältnissen hervorgegangene Kraft, und ich — niemand — kann ihre Entwicklung aufhalten oder nach Belieben über sie verfügen. Kann Ihr Herr Derrick den Weizen hindern zu wachsen? Er kann seine Ernte verbrennen oder sie verschenken oder sie für einen Cent den Büffel ver-

kaufen — ebenso wie ich Bankrott machen kann —, aber trotz alledem muß der Weizen wachsen. Kann jemand den Weizen niederhalten? Nun, ebensowenig kann ich die Bahn niederhalten.“

Wie betäubt und mit wirbelndem Hirn betrat Presley wieder die Straße. Dieser neue Gedanke, diese neue Auffassung verblüffte ihn. Er hätte nichts dagegen zu sagen gewußt, denn es war der helltönende Widerhall der Wahrheit. Treibende Kräfte also, Verhältnisse; Gesetze von Angebot und Nachfrage waren die feindlichen Mächte? Nein, keine feindlichen Mächte! Im Wesen der Natur lag nichts Feindseliges, sondern nur eine ungeheure Gleichgültigkeit; mit der sie unerrückbaren Zielen unaufhaltbar zuschritt. Sie war eine riesige Maschine, eine ins Unermeßliche gesteigerte Kraft von zyklopischer Furchtbarkeit, ein Leviathan mit einem Herzen von Stahl, der eine Duldung, kein Mitleid, keine Reue kannte und der mit der unerschütterlichen Ruhe des Nirwana das ihm im Wege stehende menschliche Atom zermalmt, ohne daß die leiseste Erschütterung in all dem wunderbaren Gefüge von Treib- und Zahnrädern nachbebt.

Presley ging in seinen Klub und speiste dort, trüblich vor sich hindrübend und in ein Gewebe düsterer Gedanken verstrickt, zu Nacht. Als er nach beendeter Mahlzeit eben aufstehen wollte, ereignete sich ein Zwischenfall, der ihn im Augenblick aufrüttelte und seinen Gedanken eine andre Richtung gab.

Sein Tisch stand nahe an einem Fenster, Presley schürfte eben den letzten Schluck des die Mahlzeit abschließenden Kaffees und sah dabei zufällig auf die Straße. Plötzlich blieben seine Blicke an einer ihm bekannt scheinenden Gestalt hängen. Konnte das wohl Minna Hooven sein? Die Person bog um eine Straßenecke und kam ihm aus den Augen; jedenfalls hatte sie Minna sehr ähnlich gesehen. Sofort sprang Presley auf, griff nach seinem Hut und eilte auf die Straße, deren Laternen bereits brannten.

So sehr er aber auch suchte, es gelang ihm nicht, das